

# "und suecht si gläserni Röhre"

Autor(en): **Trümpy, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **58 (1968)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004341>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Schweiz leitete, bemerkte zum deutschen Begehren, man müsse schon eine sehr empfindliche Haut haben, um von einem solchen Gedicht beleidigt zu sein...

Zwei Jahre später zeigte sich Bismarck weniger empfindlich. Als an der Fasnacht 1890 wieder ein sehr antideutsches Gedicht auftauchte und der deutsche Gesandte den Fall nach Berlin meldete, erwiderte der Kanzler: «Das ist zu albern und unwürdig, um es zur Kenntnis S.M. zu bringen. Enthalten Sie sich jedes Schrittes in der Sache.» – Das Gedicht hatte sich gegen Kaiser Wilhelm II gerichtet, der Bismarck drei Wochen später entliess...

*Quellen:*

Bundesarchiv Bern: Akten des Justiz- und Polizeidepartements (Bundesanwaltschaft, Bd. 84)

Politisches Archiv Bonn: Akten des Auswärtigen Amtes (Europa Generalia 82, Nr. 12, Bde. 3 und 9)

Archives du Ministère des Affaires Etrangères, Paris (Rapports politiques du Consulat de Bâle, 1888)

Bundesratsprotokoll vom 10. April 1888

Bundesblatt 1888/I, S. 382

Basler Nachrichten, März 1888

Die Schreibweise des Gedichts wurde leicht der heute üblichen Transskription des Basel-deutschen angeglichen.

## «und suecht si gläserni Röhre»

Von *Hans Trümpp*

Unter Johann Peter Hebels «Alemannischen Gedichten» sind die «Feldhüter» am deutlichsten antiken Vorbildern verpflichtet<sup>1</sup>. Der wohlabgewogene Wechselgesang der beiden verliebten Hirten aus dem Wiesental ist nach Vergils 7. Ekloge gestaltet, die einführende Erzählung aber beruht auf Theokrits 6. Idylle, die auch Vorlage für Vergils Hirtenwettstreit war. Auf Theokrit geht auch der reizende Zug zurück, dass Hebels Burschen ein Instrument spielen<sup>2</sup>:

<sup>1</sup> Erst in der 5. Auflage von 1820; vorher 1811 in der Zeitschrift «Iris» gedruckt. Auf Theokrit zurückgeführt u.a. bei Wilhelm Altwegg, J. P. Hebel, Frauenfeld-Leipzig 1935, 148; dagegen: Theodor Nissen, J. P. Hebels «Feldhüter» und Vergils siebente Ekloge, in: SAVk 35 (1936) 243 ff., wo zu einseitig nur Vergil als Vorbild angenommen wird. Es würde sich zeigen lassen, dass Hebel auch in andern poetischen und prosaischen Werken gern mehr als ein Vorbild herangezogen hat.

<sup>2</sup> Am Ende der 6. Idylle tauschen die Hirten ihre Blasinstrumente; ausserdem ist in der 1. Idylle, dem Gespräch zwischen einem Rinder- und einem Ziegenhirten, mehrfach von einer Syrinx die Rede. Bei Vergil fehlt die Musik.

*Aber 's Müllers Heiner mit siner lockige Stirne  
streckt si und stobt uf und suecht si gläserni Röhre.  
«Fritzli, stoss mi nit!» Jez stehn sie gegen enander,  
der am Chriesibaum, der an der duftige Linde,  
und probiere d' Tön in ihrer Höchi und Tiefi,  
setzen ab und setzen a...*

Bei aller Anlehnung an die Antike hat Hebel seinen Feldhütern Wiesentaler Blasinstrumente, die er noch selber gehört haben muss, in die Hand gegeben<sup>3</sup>. Fast zur gleichen Zeit bezeugt nämlich Johann Rudolf Wyss (d. Jg., Verfasser von «Rufst du, mein Vaterland») gläserne Instrumente auch fürs Haslital<sup>4</sup>: «Statt des seltenen Alphorns wird häufig die Glaspfeife geblasen, welche, hergebracht von den Glashütten des benachbarten Entlibuchs, mit Leichtigkeit sich handhaben lässt. Das wohlfeile Instrument besteht in einer geraden cylindrischen Glasröhre, die meist ungefähr eine Elle lang und im Durchschnitt einen Finger dick, zuweilen aber länger und zuweilen auch dünner ist. Oben und unten daran findet sich ein rundes offenes Köpfchen, das mit der Röhre gediegen zusammenhängt. Wer die Pfeife spielen will, setzt das obere Köpfchen an den Mund, derweil er bey dem untern den Finger bereit hält, um es nach Erforderniß bald zu verschließen. Alle Töne können hervorgebracht werden, und die halben gerade durch dieses Andrücken des Fingers; doch haben sie sämmtliche etwas Scharfes, Gellendes, das nur im Freyen sich angenehm hören läßt.»

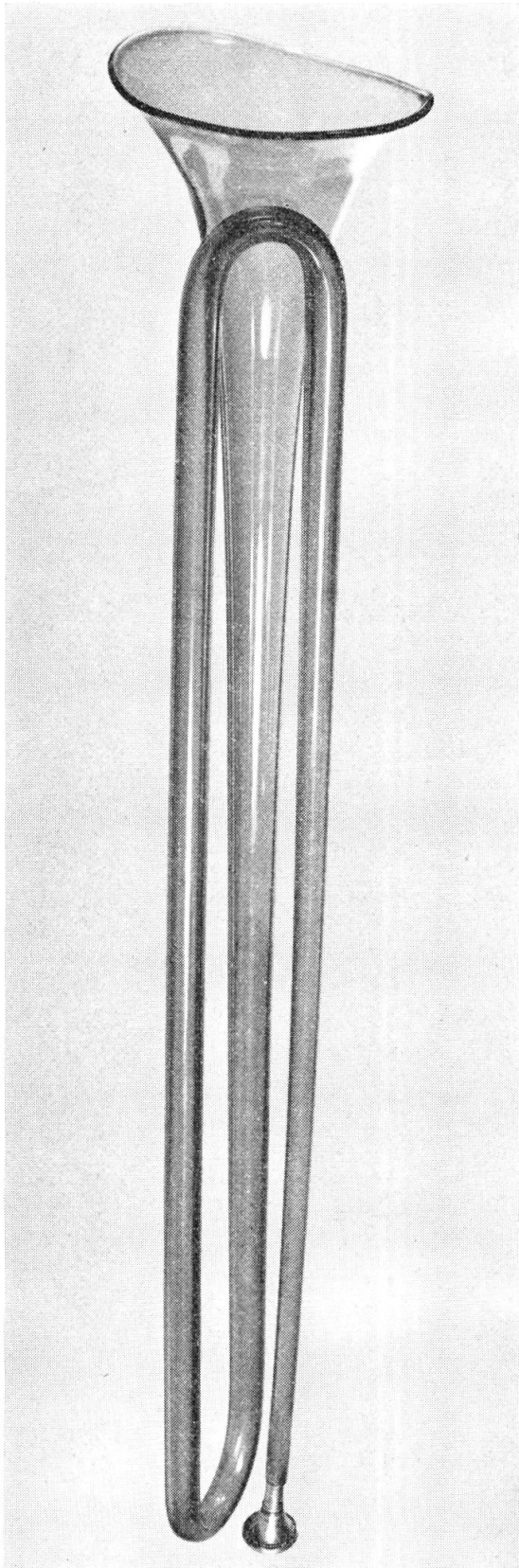
Die überraschende Tatsache, dass dasselbe oder wenigstens ein gleichartiges Instrument in den Berner Alpen und im Schwarzwald verwendet wurde, erklärt sich höchst einfach daraus, dass die Glasbläser im Entlebuch aus dem Schwarzwald eingewandert waren und den Kontakt mit ihrer alten Heimat nie abgebrochen hatten<sup>5</sup>. Vermutlich haben die Glasmacher, deren Musizierfreudigkeit auch aus andern Gegenden bekannt ist<sup>6</sup>, ihre gläsernen Instrumente zunächst für sich selber hergestellt und mit der Zeit auch bei

<sup>3</sup> Adolf Sütterlin hat in seiner Hebel-Ausgabe, Berlin-Leipzig o. J., Bd. 4, 324 folgendes zur «gläsernen Röhre» bemerkt: «Wohl ein Musikinstrument, eine Pfeife mit verschiedenen Tönen (eher als ein Fernglas). Auf ein solches Instrument weist auch in V. 18 und 19 das Probieren der Töne, das An- und Absetzen.»

<sup>4</sup> Reise in das Berner Oberland, 2. Hälfte, Bern 1817, 873.

<sup>5</sup> Vgl. Leo Siegwart, Jubiläumsschrift zum 100. Betriebsjahre der Glashütte Hergiswyl, Nidwalden, 1818–1918, mit bemerkenswerter Geschichte der Vorläufer im Entlebuch (von 1723 an). Auf Siegwart beruhen die Angaben bei: Ernst Zaugg, Die Schweizerische Glasindustrie, Diss. Zürich 1922, 77ff. und Joseph Bühler, Veränderungen in Landschaft, Wirtschaft und Siedlung des Entlebuch, Diss. Zürich 1938, 83ff.

<sup>6</sup> Von Musikpflege im Entlebuch spricht Siegwart a.a.O. 24; vgl. ferner Josef Blau, Die Glasmacher im Böhmer- und Bayerwald in Volkskunde und Kulturgeschichte, Regensburg 1954, 127. Glasinstrumente erwähnen die genannten Autoren nicht, jedoch bemerkt Blau 155, dass in den Türmchen alter Glashütten zuweilen Glasglocken hingen.



Glastrompete unbekannter Herkunft, wahrscheinlich 18. Jahrhundert, im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg. Im Unterschied zu den im Text genannten Stücken weist sie ein gebogenes Rohr und ein Mundstück aus Metall auf.

den Hirten ihrer Nachbarschaft dankbare Abnehmer gefunden. Ob sich in der Schweiz oder im Schwarzwald noch irgendwo solche zerbrechliche Blasinstrumente<sup>7</sup> erhalten haben? Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg besitzt eine Glastrompete unbekannter Herkunft, die wir den Lesern hier im Bild zeigen dürfen<sup>8</sup>.

Für die Bildung der Töne ist nicht das Material, sondern die Form der geblasenen Röhre entscheidend. Die Glasmacher werden, wohl nicht vor dem 18. Jahrhundert, fast von selbst entdeckt haben, wie gut sich mit ihrem Stoffe ein Instrument herstellen liess, das (wie die Alphörner) ohne Grifflöcher auf der Grundlage der sog. Naturtöne gespielt werden konnte. Ganz unabhängig von ihnen, so möchten wir jedenfalls annehmen, hat ein Aargauer Bursche vor etwa 150 Jahren die gleiche Entdeckung gemacht, sie aber anders verwertet, wie uns eine köstliche, auch für die Welt der Sagen bemerkenswerte Anekdote erzählt<sup>9</sup>: «Manchmal spielen die Nachtbuben lächerliche, tolle Streiche. Ein junger lustiger Schuhmacher zu Suhr befand sich im Besitze einer grossen gläsernen Flasche, welcher der Boden fehlte. Nachts stellte er sich damit im Gebüsch am Dorfe oder hinter Bäume zwischen den Wässerungsbächen, blies sein Glasinstrument wie eine Trompete an, und lockte jämmerlich plärrende Töne daraus hervor. Bald verbreitete sich bei dem abergläubischen Völklein die Meinung, ein grässliches Gespenst stosse solches Klaggeschrei aus... Endlich überraschten kecke Leute den Bläser der scheusslichen Trompete und zerschlugen die ominöse Flasche. Der Schuster hiess nun fort und fort, bis er starb, das 'Dorfthier'.»

Um auf Hebel zurückzukommen: Er lässt es offen, wie die Musik neben dem Gesang zur Geltung kommen konnte. Auch dafür kann uns Wyss weiterhelfen: Die Haslitaler Hirten bliesen ihre «Pfeifen», wie er weiter mitteilt, gern zwischen den einzelnen Strophen des Kühreihen; in ähnlicher Weise dachte sich offenbar Hebel, dass seine gläsernen Röhren jeweils nach den Liedstrophen zum Klingen gebracht wurden.

<sup>7</sup> Offenbar sind sie weder bei den Flöten noch bei den Hörnern, sondern wie die Alphörner selbst bei den Trompeten einzureihen; vgl. Hans Hickmann, Trompeteninstrumente, in: Musik in Geschichte und Gegenwart, Bd. 13, Kassel 1966, 771 ff. (Alphörner: ebenda, Bd. 6, 1957, 733). Hier sind u. a. metallene, hölzerne und tönerner Trompeten, jedoch keine aus Glas aufgeführt, auch nicht bei Hanns in der Gand, Volkstümliche Musikinstrumente in der Schweiz, in: SAVk 36 (1937) 73 ff.

<sup>8</sup> Herr Dr. Chr.-H. Mahling, Assistent am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Saarbrücken, hatte die Freundlichkeit, uns gesprächsweise auf das Nürnberger Instrument aufmerksam zu machen. Herr Dr. J. H. van der Meer, Oberkonservator am Germanischen Nationalmuseum, erteilte in zuvorkommender Weise die Erlaubnis, das seltene Stück (Inv. Nr. MI 202), das vermutlich aus dem 18. Jahrhundert stammt, hier im Bild zu reproduzieren.

<sup>9</sup> Franz Xaver Bronner, Der Kanton Aargau, 2. Bd., St. Gallen-Bern 1844 (Gemälde der Schweiz, 16) 76.